

Gerhard Schütz

Nachts am Bahndamm

Kurzgeschichten aus der Welt der Psychotherapie

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN BIBLIOTHEK:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2013
Alle Rechte beim Verfasser.

Selbstverlag:
Dr. Gerhard Schütz
Augustastr. 20 B
D-12203 Berlin
www.gerhard-schuetz.de

Redaktion, Gestaltung, Satz und Gesamtbetreuung:
Verlagsbüro Jörg Exner, www.vbje.de

Umschlagfoto: lassedesignen – Fotolia

Printed in Germany
by Amazon Distribution GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8423-4329-0

Die siebzehn Geschichten in diesem Buch sind eine Auswahl therapeutischer Fälle, die sich über einen Zeitraum mehrerer Jahre erstreckten. Das Schreiben glich einem Balanceakt und bereitete mir manch unruhige Nacht. Einerseits wollte ich so dicht und authentisch wie möglich das therapeutische Vorgehen beschreiben, andererseits wollte ich nicht, dass die Anonymität und der Schutz meiner Patienten gefährdet sind. Deshalb habe ich Namen, Orte und teilweise auch Handlungsabläufe so verfremdet, dass die Anonymität vollauf gewahrt bleibt.

<i>Nachts am Bahndamm</i>	9
<i>Basra</i>	21
<i>Ein Kind zu dritt</i>	31
<i>Wann ist ein Mann ein Mann?</i>	39
<i>Die Prophezeiung</i>	49
<i>Die Domina</i>	59
<i>Diktator siebzehn</i>	71
<i>Der Spiegel im Bad</i>	79
<i>Im Keller</i>	87
<i>Der Türspalt</i>	97
<i>Die Mühle</i>	107
<i>Der Schraubenzieher</i>	115
<i>Terror im Ohr</i>	121
<i>Allein vor der Tafel</i>	133
<i>Tod im Regen</i>	143
<i>Sandkastenspiele</i>	153
<i>Der Schattenmann</i>	163

Nachts am Bahndamm

Als sie noch keine Kinder hatten, wohnten beide in Hamburg. Dann wurde Wiebke schwanger und sie beschlossen, sich ihren Traum von einem eigenen Häuschen auf dem Land zu erfüllen. Wiebke war Architektin und kannte sich mit Häusern aus. Sie wusste, worauf man achten musste, wo die Schwachstellen waren, die die Hausbesitzer gerne verschleiern. Sie nahmen einen Kredit auf und ließen das alte Haus, das ihnen sogleich ins Auge gestochen war, vollständig renovieren. Kurze Zeit später kam noch ein zweites Kind und alles schien gut. Aber da gab es noch etwas bei Wiebke, von dem sie dachte, dass sie es eigentlich hinter sich gelassen, es verarbeitete hätte. Und das war etwas Furchtbares.

Als Architektin arbeitete Wiebke nur noch sporadisch. Ihr Mann verdiente gut, so gut, dass mit dem Geld der Kredit für ihr Häuschen zurückgezahlt werden konnte und sogar jedes Jahr ein Winterurlaub in Österreich möglich war. Wiebke kam selber vom Land, sie kannte sich mit Tieren aus und wusste, wie man Kühe melkt und Pferde striegelt.

Seit ein paar Monaten ging es Wiebke nicht mehr so gut, sie war verstimmt, reizbar und schlief schlecht. Sie führte das darauf zurück, dass sie sich nicht richtig ausgefüllt fühlte. Sie hatte vor, wieder halbtags zu arbeiten, von zu Hause aus. Baupläne

erstellen, Berechnungen machen und Kundenbetreuung. So könnte sie auch für die Kinder da sein. Aber diesen Plan hatte sie noch nicht umgesetzt.

Sie hatte keine Lust mehr auf Sex mit ihrem Mann, hatte Kopfschmerzen und drehte sich weg, wenn er im Bett wieder einen Annäherungsversuch machte. Irgendetwas tyrannisierte sie tief im Inneren.

„Hat es mit der Geschichte von früher zu tun?“, fragte Bernd, ihr Mann. Wiebke konnte es ihm nicht genau sagen, ahnte aber, dass es so sein könnte. Sie war sich sicher, diese Geschichte vollkommen abgehakt zu haben; sie hatte sogar eine Therapie gemacht und sich intensiv mit den furchtbaren Geschehnissen auseinandergesetzt. Aber jetzt? Ihr Verstand sagte: „Abgehakt“, ihr Gefühl sagte: „von wegen!“

Wiebke wuchs in einem kleinen Dorf im südlichen Niedersachsen auf. Die Ausläufer des Harzes waren bei klarem Wetter zu sehen, es gab Vieh- und Landwirtschaft. Manchmal roch es unangenehm nach Schweinestall, wenn der Wind ungünstig stand und den Geruch der großen Mästerei ins Dorf blies. Ein scharfer, salmiakartiger Geruch. Die Eltern von Wiebke waren Landwirte – Kühe, Gänse, Hühner und Getreidefelder, da gab es immer was zu tun.

Im Dorf war es für die Jugendlichen sehr langweilig. Man traf sich hier und dort, redete über die Großstadt und manchmal kifften sie auch. Das Wirtshaus hinter der Kirche hatte einen Nebenraum, in dem ein Billardtisch stand. Das war der Anlaufpunkt, wenn es draußen zu kalt war oder wenn es regnete.

Ohne Auto hatte man es im Dorf schwer, man kam kaum weg. Es fuhr zwar ein Bus in die nächste Kreisstadt, aber das nur selten und am Wochenende noch seltener. Wiebke machte schon mit 17 Jahren ihren Führerschein, mit 18 bekam sie von ihren Eltern einen kleinen, gebrauchten Wagen, zweitürig.

Am Wochenende traf man sich in der Kreisstadt in der Disco. Wiebke liebte es, wenn Pink Floyd oder David Bowie aufgelegt wurde.

Es war an einem Samstag Mitte Oktober und in dieser Nacht war es schon recht kalt. Wiebke hatte ihr Auto auf dem Marktplatz der kleinen Kreisstadt geparkt. Zu dieser Zeit war noch alles in Ordnung und Wiebke wusste nicht, dass sie kurze Zeit später die Hölle auf Erden erleben würde.

Sie hatte sich mit zwei Freundinnen aus der Schule in der Disco verabredet, beide Freundinnen kamen aus unterschiedlichen Orten in der Nähe. Es wurde getanzt und getratscht. Aber an diesem Abend wollte Wiebke schon früher nach Hause fahren, weil sie am nächsten Morgen früh aufstehen musste. Es war kurz vor Mitternacht, als sie zu ihrem abgestellten Auto ging. An der Frontscheibe hatte sich eine Eisschicht gebildet, Wiebke nahm den Eiskratzer und machte die Scheibe sauber. Mit dem Auto waren es etwa 25 Minuten bis nach Hause. Sie startete das Fahrzeug und fuhr los. Dabei merkte sie, dass sie die Frontscheibe nicht richtig freigekratzt hatte. Sie hielt ein paar Hundert Meter weiter an einer Tankstelle, die schon geschlossen hatte, nochmals an, um die Scheibe ganz freizukratzen. Kurzzeitig überlegte sie, ob sie das Enteisungsspray nehmen sollte, das sie im Wagen hatte, aber sie dachte, dies sei übertrieben und nahm stattdessen nur den Eiskratzer. So kalt ist es ja nun auch wieder nicht, sagte sie sich.

Sie stieg wieder in ihr Auto, da klopfte es an der Beifahrerscheibe. Ein junger Mann stand an der Seite und fragte, ob sie ihn mitnehmen könne, seine Kumpels hätten ihn nach der Disco vergessen; er müsse sonst bei dieser Kälte den ganzen Weg zu Fuß zurücklaufen.

Wiebke hatte ein seltsames Gefühl, sie kämpfte mit sich. Eine innere Stimme warnte sie, das sei keine gute Idee. Gleichzeitig kamen Gedanken wie: „Den kann ich doch nicht allein hier stehen lassen, es ist doch viel zu kalt. Wenn ich hier stehen würde, würde ich mich doch auch freuen, wenn einer mich mitnimmt. Wenn ich da nichts mache, ist das ja so wie unterlassene Hilfeleistung.“ Sie erinnerte sich an ein Referat, das sie einmal in der Schule gehalten hatte. Der Titel: Ist der Mensch gut? Sie argumentierte mit Rousseau und Kant und bekam dafür eine Eins. Nein, den kann ich hier nicht stehen lassen, ich bin ein hilfsbereiter Mensch und der da draußen ist in Not. Ich kann nicht davon erzählen, wie wichtig Hilfsbereitschaft ist und mich selber nicht daran halten.

„Kennst du ‚Black pepper‘, die haben doch letztens hier gespielt, da waren doch viele Leute hier?“, fragte Wiebke, um sich zu vergewissern, ob der junge Mann vielleicht mit ihrem Bekanntenkreis irgendetwas zu tun hätte. Dann könnte sie ihm besser vertrauen. Der Bassist von Black pepper war nämlich ihr Cousin. „Ja“, sagte er, die Band kenne er und die machten einen „richtig guten Sound“.

Wiebke war erleichtert. Sie hatte zwar immer noch das seltsame Gefühl im Bauch, aber nun öffnete sie die Beifahrertür und ließ ihn einsteigen. Sie fuhr los.

Der junge Mann sah eigentlich nicht so aus, als würde er die Musik von Black pepper gut finden, aber das sind wahrscheinlich die Vorurteile, mit denen jeder Mensch zu kämpfen hat,

dachte Wiebke. Der Mann mochte so um die 25 Jahre alt sein, hatte auffallend schlechte Zähne, trug einen alten Parka und roch nach Rauch. Er sagte, dass er in der Nähe des Fischerwirts wohne, einer aufgegebenen Gaststätte auf dem halben Weg nach Hause. Wiebke kannte das Haus des Fischerwirts. Als Kind war sie einmal mit ihren Eltern da gewesen und hatte die Forellen im Teich gefüttert. Hinter dem Bahndamm sei eine kleine Siedlung, da wohne er, keine drei Kilometer vom Fischerwirt. Der kommt wirklich von hier, dachte Wiebke und beruhigte sich weiter, aber die Siedlung, von der er sprach, kannte sie nicht. Sie fragte sich, wo denn da die Häuser wären, hinter dem Bahndamm war doch nur Wald.

Die Lichter der Kreisstadt lagen bereits hinter ihr, die Straße vor ihr war dunkel, nur das Scheinwerferlicht leuchtete unruhig.

Nach etwa zehn Minuten Fahrt erreichten sie den Fischerwirt, ein mittlerweile verlassenes Gehöft, dreihundert Meter von der Straße entfernt. Der Mann sagte, sie solle dort abbiegen, er kenne eine Abkürzung, eine kleine Nebenstraße, die zu ihm führe. Wiebke wollte nicht so recht, hatte aber auch keine andere Idee, also bog sie ab. Die Straße war eng und sie fuhr am Fischerwirt vorbei. Sie erinnerte sich in diesem Moment an den kleinen Teich mit den Forellen, der aber nicht zu sehen war, so dunkel war es. Nach mehreren Minuten Fahrt sagte er, dass sie wieder abbiegen solle, da käme noch eine kleine Straße und dann sei es nicht mehr weit zu ihm. Sie bog ab, die Straße war nur noch teilweise asphaltiert, sonst nur Kies und festgefahrener Boden mit Schlaglöchern.

Wiebke hatte Angst, sie kannte sich nicht mehr richtig aus und überlegte fieberhaft, was sie machen würde, falls er zudringlich würde. „Wo wohnst du denn?“, fragte sie. Er zeigte

in die Richtung geradeaus. Dann sagte er, sie solle noch einmal abbiegen und zur nahe gelegenen Kiesgrube fahren, da hätte er eine Tasche vergessen, die er mitnehmen wolle. Wiebke wusste nichts von einer Kiesgrube und sagte, dass sie nicht weiterfahre, sondern umdrehe und wieder zur großen Straße fahre. Sie stoppte, aber der kleine Weg war zu eng, um mit dem Wagen zu wenden. Er griff nach dem Autoschlüssel und wollte ihn an sich ziehen. Das gelang ihm aber nicht, denn Wiebke hatte den Schlüssel bereits aus dem Schloss gezogen und fest umklammert. Der Schlüssel ist meine Lebensversicherung, dachte sie, wenn er den bekommt, komme ich hier nie mehr weg, dann ist es um mich geschehen. Sie kämpften um den Schlüssel, er war stärker und im Gewühl fiel der Schlüssel zu Boden. Nein, ich darf ihn nicht weiter ärgern, er wird dann noch böser und schneidet mir die Kehle durch oder erwürgt mich und lässt mich hier am Waldrand liegen, dachte sie.

Wiebke wollte ihn beruhigen und mit ihm sprechen. Sprechen, egal über was, ist immer noch besser als alles andere. Aber er wollte nicht sprechen, er zog sie zu sich auf den Beifahrersitz, machte ihr Komplimente, wie hübsch sie sei, und wollte sie küssen. „Du bist so schön!“, sagte er. Nein, ich darf ihn nicht weiter ärgern, sagte sie mantraartig leise zu sich, er bringt mich sonst um. Der Mann forderte Wiebke auf, ihm die Hose aufzumachen und ihn zu befriedigen. Wiebke sagte: „Bitte nicht“, doch er packte sie am Hals und forderte sie erneut dazu auf. Ihr wurde schlecht, aber aus Überlebensangst heraus tat sie, was er wollte.

Während sie ihn befriedigte, fiel ihr auf, wie ungewöhnlich sanft sich sein Glied anfühlte. Das passte so gar nicht zu der lebensbedrohlichen Situation, in der sie sich befand. Überhaupt hatte sich das Wesen des Mannes während des Übergriffes verändert. Er schien ihr so zu sein wie ein lautes Kind, das trotzig

darauf besteht, was es sich wünscht. Die Stimme war höher als noch vor wenigen Minuten.

Sie dachte an Weglaufen, aber dann dachte sie auch, dass er schneller sei und sie wieder einholen würde. Dann wäre er richtig böse – und dann? Nein, sie wollte weiter versuchen, ihn irgendwie zu besänftigen. Er forderte sie auf, die Rückenlehne des Fahrersitzes runterzudrehen. Nein, sie wollte nicht. Er wurde ärgerlicher und drückte sie an der Gurgel. „Nein, bitte nicht“, sagte sie. Er wurde lauter und wiederholte seine Aufforderung. Schließlich machte sie, was er wollte.

Sie kämpfte mit sich, Tausend Gedanken gingen ihr gleichzeitig durch den Kopf. Nein, ich will nicht, wiederholte sie und merkte, dass in diesem Moment ihr Wille, ihm Widerstand zu leisten, schwächer wurde. Irgendwas in ihr gab auf. Es war, als würde ihr Wille aus ihrer Schädeldecke in Richtung Himmel entweichen. Ein vollkommen unbekanntes Gefühl. In diesem Moment krachte es innerlich in ihr, sie hörte es regelrecht. Dann wurde sie widerstandslos, als wäre sie eine Marionette. Sie sah sich von außen, so, als würde sie sich selber beobachten, als wäre sie eine Fremde und wunderte sich über diese Perspektive. Sie tat das, was der Mann forderte, sie legte sich auf den Fahrersitz und er begann sie zu vergewaltigen. Willenlos ließ sie alles geschehen. Für Wiebke war klar, dass sie diese Nacht nicht überleben würde. Sie hatte in diesem Zustand keine Angst mehr, sie hatte einfach abgeschlossen.

Wiebke erlebt in dieser Extremsituation eine Dissoziation (eine Spaltung!) ihres Bewusstseins. Die Dissoziation dient einer Form der Abwehr einer extremen Bedrohung. Sie ist eine Art Schutzmechanismus unserer Psyche. Ein Teil des abgespaltenen Selbst beobachtet den grausamen Vorgang wie ein teilnahmsloser Beobachter, der neben dem Geschehen steht.

Das Auto stand noch mitten auf dem kleinen Weg und irgendwo lagen die Autoschlüssel. Da hörte sie plötzlich ein lautes Zuggeräusch, es musste ganz in der Nähe des Bahndammes sein, dachte sie sich. Das Geräusch kam von links, da, wo sie lag. Wiebkes Wille kam zurück und damit auch neue Kraft. Wenn es ihr gelänge, nach links zu laufen zum Bahndamm, dann könnte sie sich besser orientieren, wo sie war, und den Schienen entlanglaufen, vielleicht war dann irgendwo eine Straße?

Wiebke nahm ihren ganzen Mut zusammen. In einem passenden Moment drückte sie den Gewalttäter weiter zur Beifahrerseite, öffnete die Fahrertür und rannte los. Nur nach links und immer geradeaus, sagte sie sich, wenn er mich schnappt, dann bin ich tot. Sie lief, während er bereits hinter ihr her war. Sie lief die Böschung zum Bahndamm hoch, er packte sie und beide rollten die Böschung wieder hinunter. Sie konnte sich befreien und lief zum zweiten Mal die Böschung hoch. Sie lief auf den Schienen entlang und drehte sich um. Er war wieder hinter ihr, vielleicht zwanzig Meter. Sie lief weiter und sah eine kleine, sehr schwach beleuchtete Straße, die unter dem Bahndamm durchführte. Das könnte die Rettung sein, dachte sie, nur zu dieser Straße. Im Hintergrund konnte sie ein Scheinwerferlicht erkennen, vielleicht ein Auto, hoffentlich auf der Straße da unten, ja, das wäre die Rettung! Das Licht kam näher, es war ein Auto. Wenn ich das anhalte, dann bin ich gerettet, sagte sie sich. Sie lief die Böschung hinunter zu der kleinen Straße und dann dem Licht des Autos entgegen. Einmal drehte sie sich um und konnte ihren Verfolger nicht mehr sehen. Vielleicht ist er weg, aber sie wusste es nicht. In diesem Moment sah sie ihn wieder, wie er aus der Dunkelheit in ihre Richtung rannte. Das Auto kam näher und Wiebke stellte sich mitten auf die kleine Fahrbahn, breitete ihre Hände aus und schrie nur: „Anhalten!“

Wer mag da im Auto zu dieser Zeit noch sein, fragte sie sich. Hoffentlich nicht die Kumpels, von denen er erzählte, dass sie ihn vergessen hätten. Das Auto kam näher und hielt an. Wiebke stand im Scheinwerferlicht des Fahrzeuges, sie wusste nicht, was sie erwartete. Sie war schmutzig und ihre Kleidung war zerrissen. Im Fahrzeug saß ein älterer Mann, der sie angstvoll mit großen Augen anstarrte. Wahrscheinlich dachte er, dass er nun selber das Opfer eines Überfalls würde. Wiebke wollte die Beifahrertür öffnen, aber der Mann hatte sie verriegelt. Wiebke schrie: „Aufmachen, bitte, bitte aufmachen. Da ist einer hinter mir her!“ Der Mann im Wagen kämpfte mit sich, schließlich entriegelte er die Tür und Wiebke sprang in den Wagen und schloss die Tür. „Alles zumachen, schnell!“, rief sie. In diesem Moment tauchte auf der Seite kurz das Gesicht des Vergewaltigers auf. Sie konnte ihn noch deutlich sehen, auch der Fahrer konnte ihn erkennen und gab sofort Gas.

Die Polizei nahm noch in der Nacht den gesamten Vorgang auf. Für Wiebke war es schrecklich, die Befragung und Vernehmung. Sie hatte das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden. Dunkelheit, allein im Auto mit einem Mann auf einer kleinen Straße und dann noch so gut aussehend. Daran ist sie doch selber schuld, so fühlte sie die Atmosphäre.

Wenige Tage später wurde der Täter festgenommen. Er war bereits wegen Gewaltdelikten, auch gegenüber Frauen, verurteilt. Der Mann wurde verurteilt und weggeschlossen. Wiebke machte eine Therapie und verarbeitete die furchtbaren Erlebnisse. Nach Ende der Therapie war Wiebke sicher, dass sie dieses Erlebnis emotional abgehakt hatte.

Jahre waren vergangen. Wiebke hatte studierte und war nach Hamburg gezogen, hatte geheiratet und war Mutter von zwei Kindern geworden. Die Vergewaltigung lag bereits zwölf Jahre zurück. Doch dann brachen, die Gründe dafür bleiben diffus, die Erinnerungen an dieses Erlebnis wieder auf. So wie ein schlafender Vulkan, der erwacht und heimtückisch sein Zerstörungswerk verrichtet, während kein Seismologe den Ausbruch vorhergesagt hat.

Wiebke bat um einen Termin und erzählte mir von den schrecklichen Vorgängen und ihren gegenwärtigen Bedrückungen. Verschiedene gewalttätig unterfütterte Szenen drängten sich ihr scheinbar zufällig auf und ängstigten sie – so, als würden Teile ihrer Erinnerung ihr die Luft abschnüren. Zwischenzeitlich gab es auch Phasen, wo sie tagelang beschwerdefrei war, sie konnte einfach keine Gesetzmäßigkeit finden, wie sie diese Dinge einordnen konnte. Sie wollte es mit Hypnosetherapie versuchen, eine Freundin, die selber so eine Therapie machte, hatte ihr dazu geraten.

Das unvermittelte Hochsteigen traumatisierender Erinnerungssplitter nennt man Intrusion. Die vergangenen Erlebnisse schmuggeln sich in die Welt der Gegenwart und tyrannisieren den Menschen. Die geordnete Welt des Alltages wird angegriffen.

Es gibt verschiedene Wege, wie man mit diesem Phänomen umgehen kann. Man kann zum Beispiel dem traumatischen Geschehen eine andere Bedeutungsgrundlage verleihen oder man kann die Struktur der Erinnerung an dieses Erlebnis verändern. Und hierzu hatte ich einen Plan, den ich verfolgen wollte.

Ich erklärte Wiebke mein Vorgehen und führte sie in eine hypnotische Trance. Das war nicht schwer, Wiebke war diesbezüglich leicht ansprechbar. Ich sagte ihr, dass sie sich ganz auf

den Vorgang der Vergewaltigung konzentrieren, gleichzeitig aber Abstand zu den damit einhergehenden Gefühlen halten sollte. Sie sollte diese Gefühle nur dosiert zulassen. Das ist nicht so einfach, wie es klingt, Wiebke brauchte eine Zeit lang, bis sie sich entsprechend vorbereitet hatte. Ich half ihr bei dieser Vorbereitung, indem ich ihr sagte, sie könne sich eine getönte Glaswand vorstellen, hinter der die schrecklichen Geschehnisse zu sehen wären. Anschließend sollte sie mir berichten, was sie sehe. Immer dann, wenn es zu aufwühlend sei, sollte sie sich zu ihrem eigenen Schutz die Glasscheibe stärker getönt vorstellen, sodass sie die Geschehnisse nur noch umrissartig wahrnehmen könne. Das funktionierte recht gut.

In einer der nächsten Therapiesitzungen sprach ich mit ihr über gute und starke Erinnerungen, die ihr Kraft und Mut gaben. Diese sollte sie zusätzlich aufschreiben, denn ich hatte vor, diese starken Erinnerungen, metaphorisch gesprochen, in den Vergewaltigungsfilm hineinzuschneiden – so, wie man einen Film bearbeitet. Das Ziel dieser Filmveränderungen ist eine emotionale Entschärfung der traumatisierenden Erinnerungen. Im Zustand einer Trance ist so etwas durchaus möglich.

In einer weiteren Sitzung begann ich mit dieser Arbeit. Ich ließ Wiebke wieder die Vergangenheit imaginieren und platzierte an unterschiedlichen Stellen die guten und starken Erinnerungen, die ich in Schriftform vor mir liegen hatte. Anschließend erstellte sich eine Audioaufnahme. Hierzu sprach ich in ein kleines Diktiergerät eine etwa 20-minütige Trance, die den erwähnten therapeutischen Prozess in kürzerer Form beinhaltete. Dann bekam sie zur Aufgabe, diese Aufnahme jeden Tag vor dem Schlafengehen zu hören.

Wiebke hörte die Aufnahme jeden Tag einmal. Und dieser Vorgang zeigte Wirkung: Die tyrannisierenden Erinnerungs-

splitter wurden deutlich abgeschliffen, ihr ging es besser und sie konnte ihren Alltag wieder leichter bewältigen.

Mittlerweile sind die Kinder älter und Wiebke arbeitet wieder halbtags als Architektin. Bernd hat ihr zum Geburtstag ein Segelboot geschenkt. Bereits vor ein paar Monaten hat sie die Segelscheinprüfung bestanden und freut sich auf den ersten richtigen Segeltörn in der Ostsee.

Basra

Kadhi ist Moslem und hat seit einiger Zeit einen Hund, einen Deutschen Schäferhund. Zwar gelten Hunde in seiner Religion als unreine Tiere, aber Kadhi sieht das nicht so streng, im Gegenteil: Er hängt an seinem Hund und der Hund an ihm – und das hat seinen Grund.

Kadhi ist „Langzeitstudent“ und schon seit einiger Zeit krankgeschrieben. Für einen Moslem ist es Pflicht, sich jeden Tag fünfmal in Richtung Mekka zu verneigen und zu beten. Kadhi macht das im Geiste, denn ein Moslem, der sich in der Ferne aufhält, ist von diesen strengen Regeln entbunden. Er hat auch nie mit einem Kompass oder einem GPS-Gerät die Richtung nach Mekka bestimmt und sich einen Richtungspfeil in seiner Wohnung gezeichnet, so wie das zuweilen andere Moslems tun. Er kennt die ungefähre Richtung und das reicht ihm. Kadhi kommt aus dem Südirak – von da, wo die Schiiten in der Überzahl sind.

Seit einiger Zeit geht er wieder aus dem Haus, aber immer nur in Begleitung seines Hundes. So fühlt er sich sicher. Wie das mit seiner Angst anfang, kann Kadhi nicht genau erklären – vielleicht waren es die schrecklichen Ereignisse im Frühjahr 1991 in Basra oder auch die Flucht oder doch der Kulturschock in Deutschland? Kadhi weiß es nicht.

Irgendwann fing es einfach an. Er konnte plötzlich einfach nicht mehr vor die Tür gehen. Er war wie gelähmt. Zu dieser Zeit wohnte er noch im Studentenwohnheim. Seine Mitbewohner brachten ihn zum Arzt, der ihm Beruhigungstabletten und angstlösende Tropfen verschrieb. Das half kurzzeitig, aber dann vertrug er die Medikamente nicht mehr und setzte sie ab. Dann kam wieder die Angst, wieder neue Tabletten, wieder Unverträglichkeit und so weiter. Er begann eine Psychotherapie, brach sie ab und ließ sich homöopathische Kügelchen verschreiben. Nichts half so recht, die Angst hatte ihn im Würgegriff und verstärkte sich noch.

Kadhis ältester Bruder, der schon viele Jahre in Deutschland lebte und mit einer Deutschen verheiratet war, hatte schließlich die Idee mit dem Hund. Wenn schon kein gutes Zureden und keine Medikamente helfen würden, dann vielleicht ein Hund.

Gemeinsam mit seinem Bruder suchte Kadhi im Tierheim einen Hund aus. Ihm gefiel ein Schäferhund, zwar nicht ganz reinrassig, aber groß und kräftig. Der Hund wurde übernommen und Kadhi besuchte mit ihm eine Hundeschule. Der Hund lernte schnell und wuchs Kadhi ans Herz.

Seine Angst verschwand, wenn der Hund in seiner Nähe war. Er nahm ihn, soweit das möglich war, mit zum Einkaufen, auf die Straße oder auch zu Freunden. Aber ohne Hund war er hilflos und ängstlich.

Sein Bruder machte den Vorschlag, den Hund zu Freunden zu geben, sodass Kadhi einmal ein Leben ohne Hund ausprobieren könnte. Eine Woche ging er nicht vor das Haus, dann brachte ihm sein Bruder den Hund wieder.

Monate vergingen. Dann bekam ich folgende E-Mail:

Lieber Herr Schütz,

mein Name ist Kadhi [...]. Ich bin 26 Jahre und studiere Informatik. Ich würde Sie gerne in einer Angelegenheit konsultieren. Es ist für mich schwer zu telefonieren, deshalb schreibe ich Ihnen eine Mail. Seit einiger Zeit leide ich unter Ängsten und Blockaden. Ich kann das Haus nicht mehr verlassen, es geht nur dann, wenn mein Hund bei mir ist. Meine Ärztin hat mir Medikamente gegen die Angst verschrieben, die ich nicht vertragen habe.

Ich führe meine Ängste auf bestimmte Ereignisse in meiner Kindheit zurück.

Ich habe von Ihnen ein Buch gelesen „Hypnose in der Praxis“ und auch im Internet Ihre Seite angeschaut und glaube, dass Sie mir vielleicht helfen können.

Sehen Sie vielleicht in der nächsten Zeit die Möglichkeit, mit mir eine begrenzte Anzahl von Hypnosesitzungen zu machen?

Da ich ohne Hund nicht auf die Straße gehen kann, habe ich eine Frage: Könnte ich meinen Hund zu Ihnen mit in die Praxis nehmen? Er ist gut erzogen.

Wenn das nicht geht, können Sie dann auch einen Hausbesuch bei mir machen? Ich finde die Möglichkeiten, mit Hypnose Ängste zu behandeln, vielversprechend und hoffe, dass Sie mir helfen können, wieder alleine auf die Straße zu gehen.

Ich bedanke mich für Ihre Mühe.

Sie können mich auch tagsüber unter folgender Telefonnummer anrufen [...]

Mit freundlichen Grüßen

Ich schrieb ihm Folgendes via E-Mail zurück:

Lieber Herr [...],

leider ist es nicht möglich, dass Sie mit Ihrem Hund in meine Praxis kommen. Hausbesuche bei Patienten sind aber prinzipiell möglich, vorausgesetzt, dass der Anfahrtsweg zumutbar ist. Ich werde Sie in den nächsten Tagen anrufen, sodass wir alles einfach telefonisch besprechen können.

Mit freundlichen Grüßen

Ich rief Kadhi an. Am Telefon klärte ich mit ihm ab, dass ich zu einer fest vereinbarten Zeit zu ihm komme, um mir seine Geschichte anzuhören und mir Gedanken über eine mögliche Behandlung zu machen. Bedingung jedoch sei, dass wir uns ohne Hund treffen müssten. Er sagte, dass er den Hund währenddessen einem Mädchen aus der Nachbarschaft überantworte, die ihn ausführe. Wir verabredeten uns an einem Tag für den späten Nachmittag.

Kadhi öffnete die Tür. Über sein blasses Gesicht legte sich ein höfliches Lächeln, während er mich in die Wohnung bat. Kadhi war groß und sehr schlank, er trug ein kariertes, langärmeliges Hemd und eine Jeans. Seine Stimme klang weich und angenehm. Die Wohnung war Teil einer schönen, großzügig angelegten Villa. Das Haus gehörte seinem Bruder, ein Teil war vermietet und im ersten Stock hatte Kadhi eine Dreizimmerwohnung.

Kadhi hatte Tee gekocht und sein Hund wurde von dem Mädchen abgeholt.

Wir gingen in eine Art Wohnzimmer, in dem ein bequemer Sessel und eine Sitzgruppe standen. An der Wand hingen Bilder mit orientalischen Motiven und ein Flachbildschirm. Kadhi bot mir einen Platz auf der Sitzgruppe an, während er sich auf den Sessel setzte. Das Zimmer schien recht gut für meine therapeutische Arbeit geeignet zu sein. Es war ruhig, die Sitzgelegenheiten waren bequem und es herrschte eine entspannte Atmosphäre. Wir tranken Tee, während ich ihm von meiner therapeutischen Arbeit erzählte und ihn über die Möglichkeiten der Hypnosetherapie aufklärte. Zu meiner Überraschung kannte er sich mit therapeutischen Fachbegriffen recht gut aus. „Alles angelesen, ich habe ja genug Zeit zum Lesen“, sagte er.

Kadhi erzählte mir seine Geschichte:

Aufgewachsen ist er im Südirak, in Basra, einer Stadt so groß wie Hamburg, nur viel heißer. Basra ist einer der heißesten Orte der Welt. Als Schiiten hatten sie es nicht leicht unter der Herrschaft von Saddam Hussein, man hatte sich irgendwie arrangiert, aber das gegenseitige Misstrauen war groß. Es gab damals, in den 80er- und 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts in Basra viele Spitzel und Agenten, die im Hintergrund tätig waren – Verdächtige verschwanden manchmal spurlos.

Dann kam der Tag, an dem Saddam Hussein Kuwait zur 19. Provinz des Irak erklärt hatte. Er marschierte mit seinen Truppen in Kuwait ein, es gab Krieg und wenige Monate später wurde die Armee von Saddam Hussein aus Kuwait von einer internationalen Koalitionsarmee vertrieben. Daraufhin kam es in Basra und Umgebung zu einem Aufstand der Schiiten, der von irakischen Einheiten und Agenten blutig niedergeschlagen wurde. Die Aufständischen gingen davon aus, dass die Koalitionstruppen, die Kuwait befreit hatten, ihnen auch zur Hilfe kommen würden. Dies war jedoch nicht so. Viele Tausend Men-

schen starben. Kadhis Onkel und andere schiitische Kämpfer wurden vor seinen Augen öffentlich auf der Straße exekutiert. Kadhi war zu dieser Zeit 11 Jahre alt. Er half mit, die leblosen Körper wegzuschleppen und sie zu bestatten.

Jahre vergingen. Kadhis Familie und andere Freunde planten die Flucht aus dem Irak. Über Syrien und die Türkei sollte es nach Europa gehen, nach Deutschland. Die Schlepperorganisationen verlangten viel Geld, mehrere Menschen starben während der Flucht an Erschöpfung. Im kurdischen Grenzgebiet wurden sie über Schleichwege in die Türkei gebracht. Wochen später waren sie in Deutschland.

Ausländerbehörde, bedingte Aufenthaltserlaubnis, Familienzusammenführung, Anerkennung als Flüchtling und weitere administrative Hürden – sein älterer Bruder stand ihm zur Seite und unterstützte ihn. Kadhi durfte in Deutschland bleiben. Er lernte schnell die Sprache und konnte bereits nach einem Jahr fließend Deutsch sprechen. Im Irak war Kadhi auch der Beste in der Klasse, er hatte nie Mühe die Suren des Korans auswendig zu lernen, hatte er einmal die Sure gehört, so konnte er sie fehlerfrei rezitieren. Die anderen Mitschüler hatten es hier wesentlich schwerer und beneideten ihn um seine schnelle Auffassungsgabe.

Später studierte Kadhi Informatik, auch hier mit guten Noten, und hatte eine deutsche Freundin.

Dann, wie aus heiterem Himmel, fing alles an. Kadhi hatte Angst, Angst unter Menschen zu gehen, vor die Tür und sich zu zeigen. Erst dachte er, dass er körperlich krank sei, vielleicht eine Stoffwechselerkrankung oder etwas mit der Schilddrüse oder dem Magen vielleicht? Er ließ sich untersuchen, aber körperlich schien alles in Ordnung zu sein. Dann hatte er die Idee, dass es etwas mit Basra zu tun haben könnte, dem Aufstand,

den Toten oder der späteren Flucht. Aber warum erst so zeitversetzt? Kadhi grübelte über sich und seine Geschichte nach. Doch er fand keine Antwort.

Ich erklärte ihm mein therapeutisches Vorgehen. Drei Punkte seien hierbei entscheidend:

1. Kadhi soll lernen, sich zu entspannen und alles anzunehmen und zu würdigen, was er in sich vorfindet
2. Nach diesem Schritt werde ich ihm helfen, die schrecklichen Szenen aus der Vergangenheit in einen anderen Bedeutungszusammenhang zu überführen
3. Ich werde mit ihm das Unter-Leute-Gehen üben

Kadhi lernte auch hier schnell. Er konnte sich gut entspannen und mir gelang es, die schrecklichen Szenen der Vergangenheit so in den Hintergrund zu drängen und abzuschwächen, dass diese ihn nicht mehr quälten.

Wir übten das Unter-Leute-Gehen. Erst begleitete ich ihn in Anwesenheit seines Hundes. Ich gab ihm hier unterschiedliche Aufgaben, wie zum Beispiel eine Zeitung an einem Kiosk zu kaufen, während ich auf seinen Hund aufpasste. Dann übten wir alleine, der Hund blieb zu Hause. Wieder Aufgaben wie Passanten nach dem Weg zu fragen oder alleine in einem Supermarkt Brot zu kaufen. Wenn ich in der Nähe war, konnte das Kadhi, aber er konnte es nicht, wenn ich und der Hund nicht in der Nähe waren. Der Therapieerfolg war schwach. Immer wieder sagte er, dass er zwar so gerne allein unter Leute wolle, es aber einfach nicht könne.

Ich holte mir Rat bei einer Kollegin, die interkulturell besser bewandert war als ich, änderte mein therapeutisches Vorgehen und verfolgte unterschiedliche Strategien – alles mit dem Ziel,

ihm zu helfen und ihn wieder ohne Hilfsmittel unter Menschen zu führen. Ich spielte mit dem Gedanken, die Therapie abzubauen, weil ich keine Möglichkeiten potenzieller Hilfe mehr erkennen konnte.

Dann gab es eine überraschende Wendung: Kadhi sagte, dass es ein Geheimnis gebe, über das er noch nie mit einem anderen Menschen gesprochen habe. Seine Stimme zitterte. Dann machte er eine Pause und sagte minutenlang nichts. Ich hatte den Eindruck, dass er seinen eigenen Satz, der ihm über seine Lippen gekommen war, bereute und nun nicht mehr wusste, wie er weitermachen sollte. Aber er hatte nun einmal von einem Geheimnis gesprochen und dieses Thema lag bedeutungsschwer in der Luft. Ich bot ihm an, sich zu entspannen und seine Augen zu schließen. Er solle sich Zeit lassen und den Punkt selber aussuchen, an dem er zu sprechen bereit sei. Zehn Minuten später war es so weit.

Ein Teil seiner Großfamilie wohnte unweit von Basra in der Sumpflandschaft am Schatt Al-Arab, dem Zusammenfluss von Euphrat und Tigris, der Gegend, die an den Iran grenzt. In den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts ließ Saddam Hussein die Sümpfe trockenlegen, um Land zu gewinnen und mögliche Rückzugsräume schiitischer Rebellen zu zerstören. Kadhi fuhr öfters mit Familienangehörigen in diese Gegend – sie halfen ihren Verwandten beim Neubau ihrer Häuser. Die alten Schilfbehausungen wurden abgerissen und an deren Stelle Lehmhütten errichtet. Kadhi war damals 12 Jahre alt. In dieser Zeit wurde er regelmäßig von einem Großonkel und dessen Freund sexuell missbraucht.

Sie führten den Jungen in eine verlassene Schilfhütte und vergewaltigten ihn. Wenn er auch nur einem Menschen davon etwas sage, so drohten sie ihm, dann würden sie es so machen

wie die Agenten von Saddam Hussein mit den aufständischen Schiiten und ihn schlachten wie ein Tier. Kadhi sagte keinem etwas, er trug sein Geheimnis jahrelang tief in seiner Seele verborgen. Er schämte sich zutiefst.

Hier begann ein weiterer therapeutischer Schritt. Traumatische Erlebnisse lassen sich zuweilen jahrelang einkapseln, manchmal sogar ein Leben lang – und kein Außenstehender weiß um das Leid. Manchmal aber bricht die Kapsel auf und das Leid sucht sich einen Weg der Mitteilung. Dieser Vorgang ist nicht vorhersagbar und von den unterschiedlichsten Faktoren abhängig.

Kadhi erzählte mir sein Leid ausführlich. Er erzählte davon, wie sie ihn fesselten, ihn schlugen und beschimpften. Er erzählte von seinen Schmerzen im Unterleib und der ständigen Angst, dass er entdeckt werden könnte. Keiner durfte es wissen, sonst wäre er tot. Der aktive Mann gilt beim sexuellen Akt nicht als homosexuell, der passive Mann, der Empfänger, aber schon. Dieses Aktiv-passiv-Denken ist in weiten Kreisen im Orient verbreitet und auch Kadhi glaubte daran und litt darunter. Er glaubte, dass man es ihm auf der Straße, in der Öffentlichkeit oder der Uni ansehen könne. Und davor hatte er Angst, furchtbare Angst.

Aber Kadhi lernte, dass er nicht starb – er konnte vertraulich über das sprechen, was er jahrelang verdrängt hatte. Und das war gut und befreiend.

Kadhi bindet seinen Hund an einen Fahrradständer und geht in die Drogerie. Er kauft Shampoo und eine Zahnbürste. Er ist alleine und weiß, dass sein Hund auf ihn wartet, er kann ihn

durch die Scheibe sehen. Gestern war er ohne Hund einkaufen, heute mit ihm. Aber er entscheidet selber, ob er mit oder ohne Hund auf die Straße geht – und das ist ein gutes Gefühl.

Sein Studium hat er aufgegeben, er arbeitet heute bei seinem Bruder, der ein gut gehendes Geschäft betreibt. Manchmal träumt er davon, wieder in den Irak zu gehen, aber nur nach Bagdad und auch nur, wenn es da ein bisschen sicherer ist.

Nach Basra jedenfalls will er nie wieder.